Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis

Band: 34 (1912)

Heft: 49

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

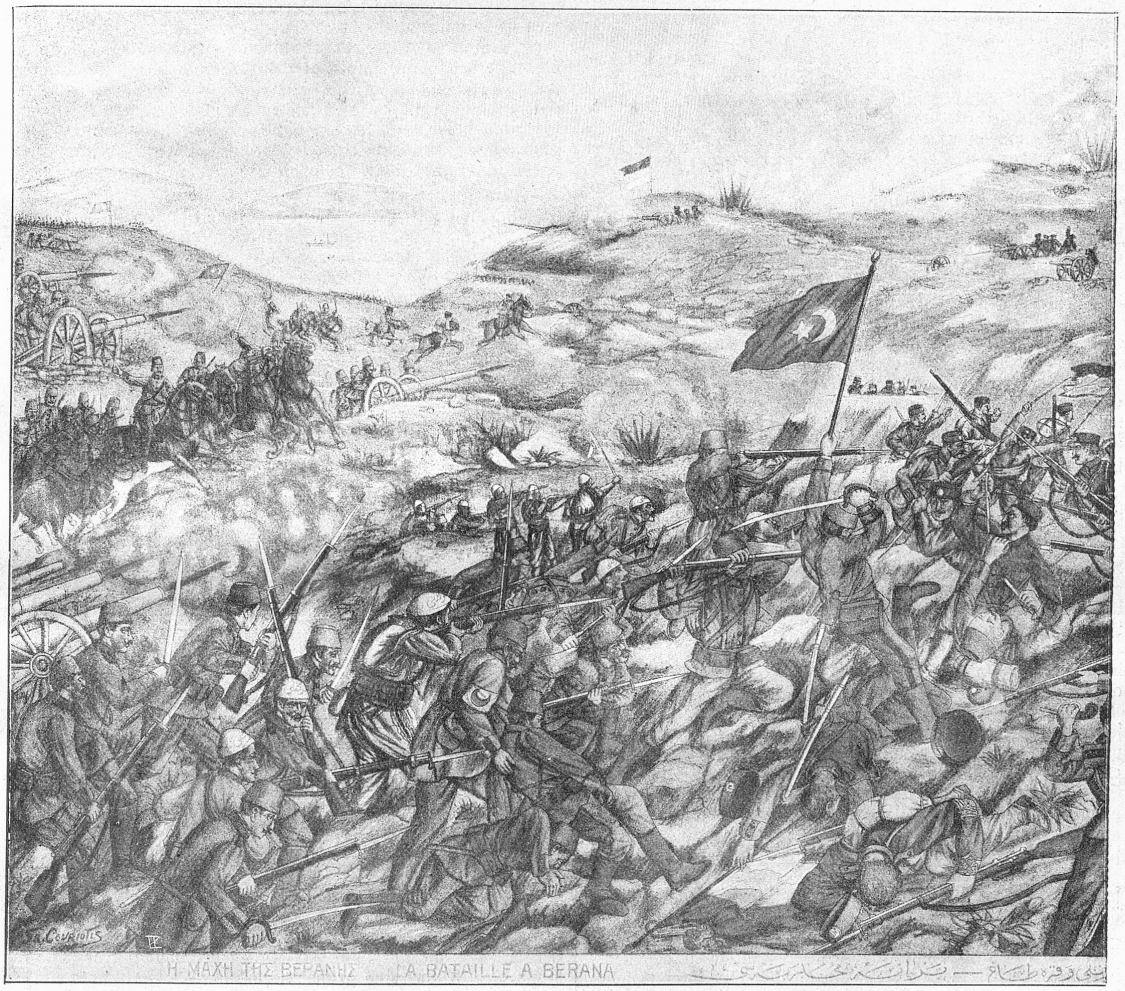
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Phantasiebild aus dem Balkankrieg.



Die Schlacht von Berane an der türkisch-montenegrinischen Grenze.
(Ein türkischer Bilderbogen, wie solche in Konstantinopel hergestellt und verkauft werden, stellt diese Schlacht als einen großen türkischen Sieg dar, während es gerade die Montenegriner waren, welche bei Berane Sieger waren und diese türkische Stadt eroberten.)

„Also haben Sie doch Geschäfte mit ihm?" fragte der Bäckermeister neugierig.

„Bis jetzt noch nicht," antwortete Ferrand achselzuckend. „Es ist möglich, daß ich mich hier niederlasse, wenn ich ein Haus kaufen kann, das meinen Wünschen vollständig entspricht. Ich habe den Makler damit beauftragt, aber die Ausführung dieser Absicht steht noch in weitem Felde. Guten Morgen!"

Heinrich Grimm sah auch diesem Herrn nach, bis derselbe seinem Blick entschwunden war, dann trat er mit einem ärgerlichen Kopfschütteln zurück. Es gefiel ihm nicht, daß er diesen vornehmen Mieter so bald wieder verlieren sollte.

8. Begnadigt.

Im Hause Kreuzberg wehte heute eine schwüle, drückende Luft. Am Vormittag hatte Leutnant Hartenberg im Paradeanzug sich eingefunden und den Chef des Hauses um eine Unredung unter vier Augen bitten lassen. Siegesgewiß hatte er um die Hand Fannys geworben und in allen seinen Hoffnungen sich getäuscht gesehen. Von vornherein hatte der Kaufmann ihm erklärt, daß er außer einer standesgemäßen Aussteuer seiner Tochter nichts mitgeben werde, und daß die Besoldung eines Sekondeleutnants ihm durchaus keine Bürgschaft für eine sorgenfreie Ehe biete. Er hatte ihn sodann mit rückhaltloser Offenheit gesagt, daß er die noblen Passionen des Herrn Leutnants kenne und darin einen weiteren Grund zur Verweigerung seiner Zustimmung sehe.

Hartenberg hatte sich auf das Vermögen seines Vaters und die Neigung Fannys berufen, aber auch damit nicht den gewünschten Eindruck gemacht. Der Kaufmann erwiderte ihm, Fanny müsse sich dem Willen ihres Vaters fügen, und was das väterliche Vermögen des Werbers betreffe, so kenne er den Herrn Rechtsanwalt Hartenberg genau genug, um wohl zu wissen, daß der alte Herr sein Vermögen nicht vor seinem Tode abzutreten gedenke.

So hatte denn der Leutnant unverrichteter Sache das Haus wieder verlassen müssen, und im Familienzimmer war gleich darauf das Gewitter ausgebrochen. Fanny mußte herbe Vorwürfe hören — jeder weitere Verkehr mit dem Leutnant war ihr untersagt worden, und Erwin blieb bei dieser Gelegenheit auch nicht verschont.

Trotz der üblen Laune, in der ihr Vater sich befand, legte Erna ihm das Billett des Barons v. Erlental vor; sie wollte damit nicht zaudern, bis er von anderer Seite Kenntnis davon erhielte. Sie mußte ihm berichten, wo und in welcher Weise sie den Baron kennen gelernt hatte; dann schrieb er selbst die Antwort, adressierte sie an Simon Riese und beauftragte Martin, den Brief an dessen Adresse zu befördern.

Martin wollte das gleich nach Tisch besorgen, da er neugierig war, den Inhalt des Briefes zu erfahren. Als er in seiner Wohnung anlangte, fand er dort zwei Herren, die sein Hauswirt ihm als den Herrn Untersuchungsrichter und dessen Aktuar vorstellte. Martin verlor die Fassung nicht — denn er wußte sich frei von jedem Vergehen, und darum erschreckte ihn die Ankündigung nicht, daß eine Haussuchung bei ihm vorgenommen werden müsse.

Der Untersuchungsrichter war ein junger Assessor, der dieser Angelegenheit wohl etwas mehr Wichtigkeit beilegte, als sie verdiente.

„Wir haben die Anzeige erhalten, daß Sie der Verfasser jener anonymen Briefe sein sollen, durch die in letzter Zeit so viele Personen in dieser Stadt beleidigt worden sind," sagte er, während er sich im Zimmer Martins umschaute. „Wenn Sie sich offen dazu bekennen wollen, so wird das Verfahren dadurch bedeutend abgekürzt und die Strafe wohl auch milder ausfallen; mit verstocktem Leugnen kommen Sie ohnedies schwerlich durch, denn die Beweise sind in unseren Händen."

„So sind es nur Scheinbeweise," erwiderte Martin, der seine Schränke und Schubladen bereitwillig zur Durchsuchung öffnete. „Jene Briefe rühren nicht von meiner Hand her."

„Ob es Scheinbeweise oder wirkliche Beweise sind, darüber werden die Sachverständigen ihr Gutachten abgeben," fuhr der Assessor fort, und ein durchdringender Blick traf dabei aus seinen Augen den jungen Mann. „Mit solchen Behauptungen können Sie die Anklage nicht entkräften."

„Ich beabsichtige das auch nicht, ich vertraue auf das Gutachten der Sachverständigen. Der Mann, welcher die Anklage gegen mich erhoben hat, hegt unversöhnlichen Haß gegen mich; ich bitte, auch das zu berücksichtigen. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß er selbst die Intrigue gegen mich gesponnen hat, um seinen Haß zu befriedigen."

Der Assessor rückte an seiner Brille und lächelte ironisch.

„Es ist eine alte und sehr beliebte Taktik, die Anklage auf den Ankläger zurückzuschieben," sagte er. „Aber wir kennen dieses Manöver zu genau, um uns in irgend einer Weise durch dasselbe beirren zu lassen. Sie wissen also, wer Sie angeklagt hat?"

„Jawohl, der Makler Streicher."

„Geben Sie zu, daß das Gedicht, welches er uns eingeschickt hat, von Ihrer Hand geschrieben ist? Hier ist es, betrachten Sie es genau —"

„Unnötig! Ich habe es geschrieben."

„Und dieser Brief an den Makler Streicher?"

„Ich kenne ihn nicht. Mein Prinzipal, Herr Adolf Kreuzberg, hat ebenfalls anonyme Briefe erhalten, auch er findet in ihnen eine Aehnlichkeit mit meiner Handschrift; aber er glaubt nicht an meine Schuld. Alle, die mich kennen, werden mich einer solchen Niederträchtigkeit nicht für fähig halten; überdies möchte ich fragen, was ich wohl damit bezweckt haben könne?"

„Das wird die Untersuchung ans Licht bringen!"

„Wie? Ich sollte an meinen Prinzipal und an meinen Pflegevater solche nichtswürdige Briefe geschrieben haben?" fragte Martin empört. „An Personen, denen ich Dank schulde, weil sie mir nur Liebes und Gutes erzeigten?"

„Das ist schon oft vorgekommen," erwiderte der Assessor, der unterdessen die Habseligkeiten Martins sorgfältig durchsuchte. „In manchem Menschen steckt ein Zerstörungstrieb, der nur Böses schafft. Mit solchen Entschuldigungen kommen Sie nicht durch, und ich bin nicht verpflichtet, nach den Motiven der Tat zu forschen; das bleibt der späteren Untersuchung vorbehalten, wenn die Tat selbst bewiesen ist."

„So kann ich nur bitten, daß Sie sich bei dieser Untersuchung nicht mit meiner Person allein beschäftigen," entgegnete Martin. „Ich bin der Schuldige nicht, und ich hoffe zuversichtlich, daß die Sachverständigen diese Erklärung bestätigen werden."

Der Assessor gab keine Antwort — er diktierte dem Aktuar das Protokoll, in dem er zugestehen mußte, daß er bei der Haussuchung keine neuen Beweise gefunden habe.

„Ich werde Sie in den nächsten Tagen vorladen," wandte er sich zu Martin. „Von Ihrer Verhaftung will ich einstweilen Abstand nehmen, aber ich bemerke Ihnen, daß ich sie vornehmen muß, sobald Sie sich eines Fluchtverdachtes verdächtig machen."

„Daran denke ich nicht, denn mir selbst liegt zu viel daran, daß die Wahrheit an den Tag kommt," erwiderte Martin ruhig. „Aber noch einmal bitte ich: schenken Sie dem Manne, der mich angeklagt hat, nicht Ihr volles Vertrauen — er verdient es nicht; nur sein Haß gegen mich liegt dieser Anklage zu Grunde."

„Das alles wird im Laufe der Untersuchung klargestellt werden," erwiderte der Assessor kühl, während er Martin durch einen Wink aufforderte, das Protokoll zu unterschreiben. „Einstweilen muß ich den Beweisen Glauben schenken, die mir vorliegen."

Martin blieb lange in Nachdenken versunken, als die Gerichtsherren ihn verlassen hatten. Er verhehlte sich nicht, daß trotz seiner Schuldlosigkeit die Anklage eine schlimme Wendung für ihn nehmen konnte; wurde der Schuldige nicht entdeckt, so lag die Entscheidung in den Händen der Sachverständigen, aber wie leicht konnten auch diese sich täuschen lassen! Und was dann, wenn er wirklich verurteilt wurde? Möchte die Strafe noch so unbedeutend sein, so würde er von seinem Prinzipal entlassen werden, und es ließ sich voraussehen, daß er alsdann in dieser Stadt keine neue Stelle mehr fände. Sorgenvoll machte er sich auf den Weg zur Wohnung seines Freundes Riese.

Er hatte die Rosengasse bald gefunden, eine enge, unsaubere Straße, die nur vom Proletariat bewohnt wurde. Das Haus Nr. 13 war eine große Mietskaserne. Zerlumpte Kinder spielten in dem halbdunklen Flur. Auf den steilen Treppen und in den engen Gängen begegneten ihm Gestalten, vor denen er scheu zur Seite wich. Hoch oben unter dem Dache lag das Zimmer seines Freundes. „Simon Riese, Rechtsgelehrter," stand auf dem Zettel, der an der Tür hing.

Alle Schuld rächt sich.

Roman von Ewald August König.

8 (Nachdruck verboten.)

„Unter fünfhundert Fällen mag das einmal vorkommen, die übrigen gehen unter. Peter Lackmann ist nicht untergegangen, mein Herr; er hat sich immer wieder aufgerafft, aber er erinnert sich auch, daß seine Schwester eine reiche Frau ist, die keine Kinder hat —"

„Oh, da sind wir ja auf dem Punkte angelangt, der den nervus rerum bildet!" unterbrach ihn Streicher wiederum. „Die reiche Frau soll ihm wohl die Hälfte ihres Vermögens abtreten? Oder verlangt er das Ganze?"

„Ich muß Sie ersuchen, diese Frage nicht so spöttisch zu behandeln," fuhr der Brasilianer mit scharfer Betonung fort. „Sie kennen den Ernst der Sache, und wenn ich auch keineswegs gesonnen bin, mit Ihnen einen Vertrag abzuschließen, so dürfte es doch schon auf die Verhandlungen störend einwirken, wenn Sie den Auftrag, den ich übernommen habe, mit leichtfertigem Spott behandeln. Naturgemäß und auch gesetzlich ist Peter Lackmann der Erbe seiner Schwester, das werden Sie nicht bestreiten können."

Habakuk Streicher hatte die buschigen Brauen finster zusammengezogen, und ein stechender Blick traf aus seinen tückischen Augen den Brasilianer, der im Sessel zurückgelehnt saß und den Rauchwölkchen seiner Zigarre nachschaute.

„Frau Reinhard ist einstweilen noch unter den Lebenden," sagte der Makler, „und was ihren dereinstigen Nachlaß betrifft, so kann sie darüber verfügen, wie es ihr beliebt, und ohne Rücksicht auf den Bruder. Wenn dieser Bruder glaubt, Ansprüche machen zu dürfen, so muß ich dagegen bemerken, daß ich seine Schwester gegen alle Drohungen und Angriffe energisch schützen werde. Sind Sie vielleicht beauftragt, mit solchen Drohungen ihre Forderungen zu unterstützen?"

„Ich habe noch keine Forderung gestellt," erwiderte Ferrand gelassen.

„Aber Sie werden Sie stellen?"

„Ich werde genau so handeln, wie die Interessen meines Freundes es erfordern."

„Dann rücken Sie mit der Sprache heraus!"

„Verlangen Sie es im Auftrage der Witwe?"

„Ja."

„Nun denn, Peter Lackmann fordert zwanzigtausend Taler."

„In Banknoten oder in Gold?" fragte Streicher höhnisch. „Brasilianisches Geld haben wir hier leider nicht."

„Aber wir haben hier Gerichte, bester Herr, vergessen Sie das nicht," antwortete Ferrand und scharf und schneidend klang der Ton, den er jetzt anschlug. „Ich sage Ihnen noch einmal, behandeln Sie die Angelegenheit nicht so leichtfertig; ich betrachte sie sehr ernst, und ich werde mich nicht bedenken, von den Waffen, die ich besitze, Gebrauch zu machen."

„Waffen, mit denen Sie sich selbst verwunden können!"

„Was habe ich denn mit dieser Angelegenheit zu tun? Ich bin nur der Vermittler und ich wüßte nicht, was ich für meine Person zu fürchten hätte. Sie haben meine Forderung gehört, erklären Sie sich nun, ob Sie meine Bedingungen erfüllen wollen."

„Sehr kurz und bündig!" spottete Streicher. „Und wenn ich mich weigere?"

„So werden Sie wohl erraten, was ich in diesem Falle tue!" —

„Sie drohen mir und wissen doch, daß ich selbst mit der Sache gar nichts zu tun habe! Wie Sie die Interessen Ihres Freundes vertreten, so wahre ich die Interessen meiner Freundin, nur mit dem Unterschiede, daß Sie sich hier überzeugen können, ob ich von der Witwe Reinhard mit dieser Vertretung beauftragt bin. Können Sie mir beweisen, daß Ihnen Peter Lackmann Vollmacht gegeben hat? Können Sie mich überzeugen, daß er überhaupt noch lebt? Ich vermute, Sie sind durch irgend einen Zufall in den Besitz seiner Geheimnisse gelangt, aus denen Sie nur Nutzen zu ziehen gedenken."

„Und wenn dies der Fall wäre?" fragte Pierre Ferrand mit einem sarkastischen Lächeln. „Was würde dadurch an der Sachlage geändert?"

„Dann wären Sie ein Industrieritter, der alle Mittel benutzt, um Geld zu erpressen, und mit solchen Leuten macht man hier kurzen Prozeß!"

„So? Tut man das wirklich? Unsere Geschichte lehrt das Gegenteil, bester Herr; denn was Sie mir vorwerfen, das sind Sie selbst gewesen und sind es vielleicht noch."

Der Makler wollte in jähem Zorne von seinem Sessel emporfahren, aber der durchdringende Blick Ferrands hielt ihn gebannt, und mit einem leisen Fluch sank er zurück.

„Wagen Sie nicht, mir das noch einmal zu sagen," erwiderte er mit heiserer Stimme. „Sie haben nicht die geringste Veranlassung, meine Person anzugreifen. Ich glaube nicht, daß es Ihnen angenehm wäre, wenn ich die Polizei auf Sie aufmerksam machte —"

„Herr, wofür halten Sie mich?" rief Ferrand unwirsch. „Ich bin brasilianischer Bürger, mein Paß liegt im Bureau der Polizei, ich habe keine Ursache, irgend eine Frage der Behörde zu fürchten. Mit Ihnen kann ich jetzt nicht weiter unterhandeln; sagen Sie der Witwe Reinhard, daß ich mit ihr persönlich reden müsse und daß es in Ihrem eigenen Interesse liege, mir diese Unterredung baldigst zu bewilligen. Ihr werde ich den Beweis liefern, daß ihr Bruder noch lebt und daß ich von ihm bevollmächtigt bin, eine Forderung zu stellen; mit Ihnen habe ich nun nichts mehr zu schaffen."

Habakuk Streicher hatte sich erhoben. Er war keineswegs mit dem Verlauf dieser Unterredung zufrieden.

„Was Sie auch tun mögen, über meinen Kopf hinweg werden Sie die Sache nicht erledigen können," sagte er, den Brasilianer fest ins Auge fassend. „Die Witwe Reinhard tut nichts ohne meinen Rat, also werden wir beide wohl noch weiter miteinander unterhandeln müssen. Und ich sage Ihnen ferner, daß Ihre Forderung nimmermehr acceptiert wird; Frau Reinhard ist nicht verpflichtet, ihren Bruder zu unterstützen, und sie wäre eine Törin, wenn sie seinetwegen zum Bettelstab greifen wollte. So bedeutend, wie Sie zu glauben scheinen, ist das Vermögen nicht, und was mich betrifft, so werde ich ihr entschieden abraten, dem Vagabond auch nur einen Pfennig zu opfern."

„So müssen wir denn abwarten, ob Ihr Rat mehr gilt, als meine Warnung," erwiderte Ferrand kalt und ruhig.

„Wir werden sehen. Ich empfehle mich Ihnen!"

„Noch ein Wort, mein Herr! Werde ich benachrichtigt werden, wann und wo ich mit Frau Reinhard reden kann?"

„Vielleicht — Sie werden das abwarten müssen. Denkt Frau Reinhard wie ich, so tritt sie überhaupt nicht mit Ihnen in Unterhandlung."

„Dann wäre es möglich, daß das Gericht die Vermittelung zwischen uns übernähme."

„Ich glaube nicht an die Erfüllung dieser Drohung. Leben Sie wohl!"

Habakuk Streicher ging nach diesen Worten hinaus. Seine Pulse pochten fieberhaft, und er mußte draußen an der Treppe stehen bleiben, um Atem zu schöpfen.

„Dieser Schurke!" murmelte er, während er mit schweren Schritten die Treppe hinunterstieg. „Er will hier im Trüben fischen und sich bereichern, aber das soll ihm nicht gelingen. Jetzt heißt es, die Augen offen zu halten; die dumme Frau läßt sich nur zu leicht einschüchtern, in ihrer Angst würde sie alles bewilligen."

Der Bäckermeister stand in der Haustür. Streicher mußte an ihm vorbeigehen.

„Möchte nur wissen," sagte Heinrich Grimm, indem er dem Makler nachschaute, „was der Schuft mit dem Herrn da oben zu verhandeln hat!"

Pierre Ferrand kam in diesem Augenblick die Treppe herunter. Der Bäckermeister fragte ihn höflich, ob er mit seiner Wohnung zufrieden sei.

„Ich habe noch nichts auszusetzen gefunden," erwiderte Ferrand ruhig.

„Na, das freut mich. Erlauben Sie mir noch eine Frage: haben Sie Geschäfte mit dem Makler Streicher?"

„Weshalb richten Sie diese Frage an mich?"

„Herr, Sie sind hier fremd und können nicht alle Leute kennen; trauen Sie dem Makler nicht weiter, als Sie ihn sehen."

„Ich danke Ihnen; übrigens fürchten Sie nicht, daß ich mich so leicht betrügen lasse. Ich habe in diesem Punkte schon viel Erfahrungen gemacht."

Martin klopfte an — keine Antwort; er klopfte stärker — die Tür eines Nebenzimmers öffnete sich, eine alte Frau erschien auf der Schwelle und betrachtete ihn mit neugierigen Blicken. Der Herr Doktor war nicht zu Hause. Sie sprach von ihm mit unverkennbarer Hochachtung und erbot sich, jede Bestellung an ihn zu übernehmen.

Martin konnte sich nicht entschließen, den Brief seines Prinzipals einer ihm unbekannten Person anzuvertrauen; er bat die Frau, dem Doktor zu sagen, daß er am Abend wieder kommen werde und alsdann mit Sicherheit darauf rechne, den Freund zu Hause zu finden.

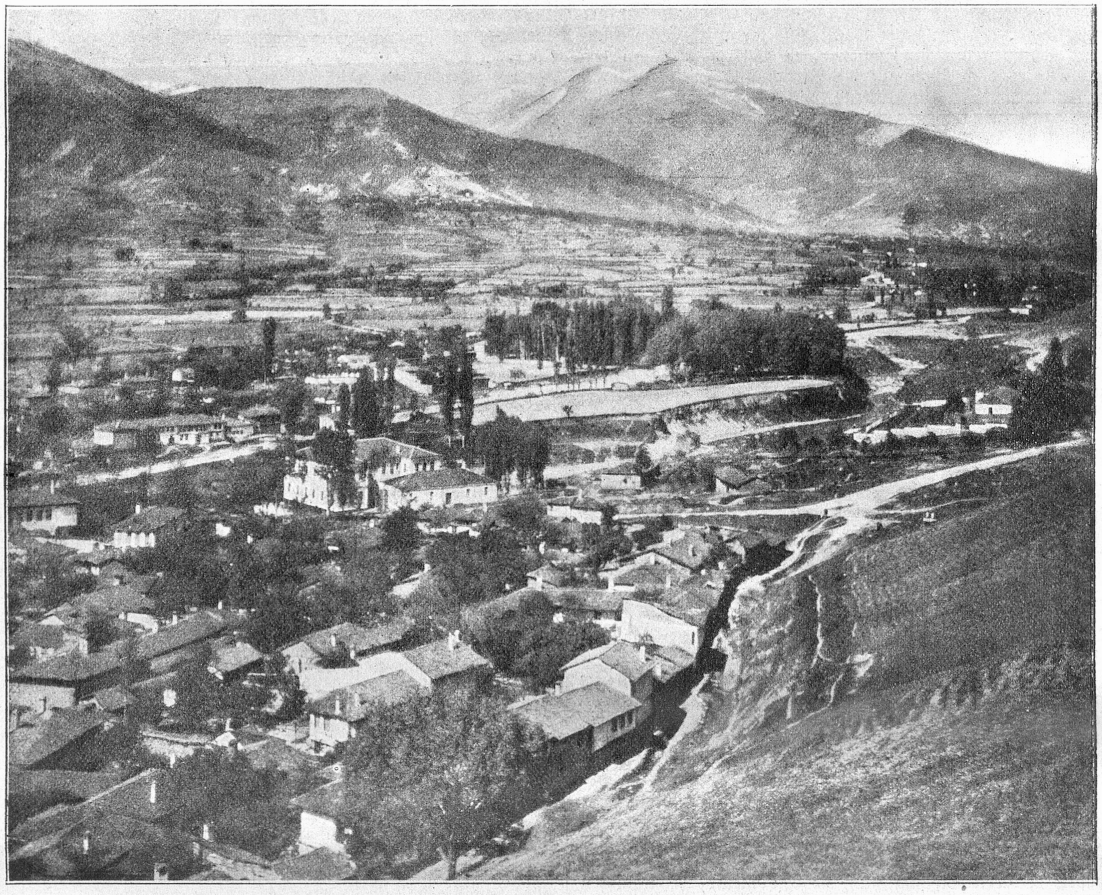
Die Zeit bis zum Abend däuchte ihn eine Ewigkeit.

Vor dem Geschäftsschluß ließ ihn der Prinzipal ins Kabinett rufen — der alte Herr war allein.

„Weshalb wollen Sie diesen Rat nicht befolgen?" fragte er. „Sie sind noch zu jung, als daß Sie an eine Heirat denken dürfen, und später finden Sie immer noch eine andere Lebensgefährtin. Herr Streicher würde voraussichtlich auf diesen Vergleich eingehen und die Gefahr wäre beseitigt."

„Mit ihr aber auch die Möglichkeit, mich von diesem entehrenden Verdacht zu reinigen," erwiderte Martin. „Ich gäbe damit der ganzen Stadt das Recht, mich als den Schreiber der nichtswürdigen Briefe zu bezeichnen, und von meiner Verlobten hätte ich nur noch Verachtung zu erwarten. Selbst wenn ich ihr entsagen müßte, würde diese Abbitte nicht über meine Lippen kommen, die ja auch in Ihren Augen den auf mir ruhenden Verdacht nur bestätigen könnte."

Der Kaufmann nickte zustimmend. „Vergessen Sie nicht,



Monastir, der Schauplatz der Schlacht, in welcher die türkische Westarmee von den Serben entscheidend geschlagen wurde.

„Haben Sie den Brief abgegeben?" fragte er in trokkenem Tone.

„Ich traf den Doktor nicht zu Hause," erwiderte Martin, „heute Abend werde ich noch einmal hingehen."

„Sollten Sie ihn dann wieder nicht antreffen, so übergeben Sie den Brief der Post."

„Ganz, wie Sie befehlen!"

„Was ist in der Anklage gegen Sie geschehen? Haben Sie mit Herrn Doktor Hartenberg darüber beraten?"

„Ja, aber ich kann seinen Rat nicht befolgen."

„Wie lautet dieser Rat?"

„Daß ich meiner Verlobten entsagen und den Makler bitten soll, seinen Strafantrag gegen mich zurückzunehmen."

Adolf Kreuzberg, der auf- und abgewandert war, blieb vor dem jungen Manne stehen; sein Blick ruhte fest und prüfend auf dem ehrlichen Gesicht.

daß die Angelegenheit sich bereits in den Händen des Staatsanwalts befindet," sagte er jedoch ernst. „Wenn die Beweise, die gegen Sie vorliegen, von den Sachverständigen nicht widerlegt werden, dann dürfen Sie sich auf Ihre Verurteilung gefaßt machen."

„Ich weiß das wohl. Der Untersuchungsrichter war auch schon bei mir, aber ich fühle mich schuldlos und muß auf mein gutes Recht vertrauen."

„So will ich Ihnen wünschen, daß Sie sich in Ihrem Vertrauen nicht getäuscht sehen."

Damit war die Unterredung beendet. Eine Viertelstunde später wurde das Geschäft geschlossen.

Martin wollte eben das Haus verlassen, als Fanny, die aus dem Garten kam, ihm begegnete; ihm schien es sofort, als ob sie auf ihn gewartet habe. „Herr Lieutenant Harten-

berg ist Ihr Pflegebruder, nicht wahr, Herr Grimm?" fragte sie hastig.

„Allerdings," erwiderte er, verwirrt durch diese unerwartete Frage, deren Zweck er nicht sogleich erraten konnte.

„Wollen Sie mir einen recht großen Gefallen erzeigen?"

„Mit dem größten Vergnügen!" sagte er.

Fanny griff in die Tasche und drückte ihm ein Briefchen in die Hand. Die Röte der Verlegenheit überzog ihr Antlitz.

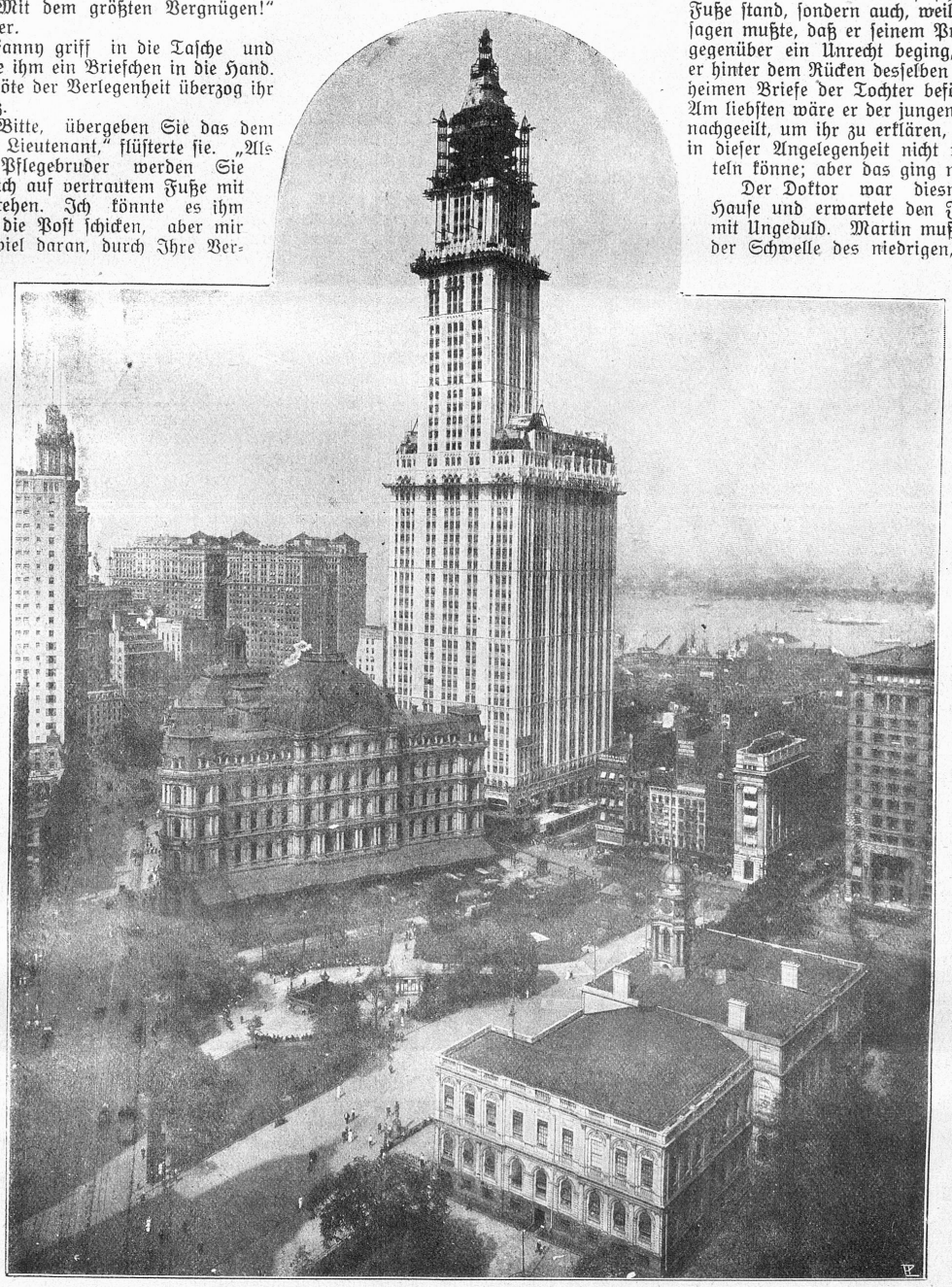
„Bitte, übergeben Sie das dem Herrn Lieutenant," flüsterte sie. „Als sein Pflegebruder werden Sie sicherlich auf vertrautem Fuße mit ihm stehen. Ich könnte es ihm durch die Post schicken, aber mir liegt viel daran, durch Ihre Vermittelung die Antwort zu erhalten; ich sehe keinen Weg, der so sicher wäre wie dieser. Die Gründe, die mich zwingen, Ihre Freundlichkeit in Anspruch zu nehmen, wird der Herr Lieutenant Ihnen mitteilen; auf meine Dankbarkeit dürfen Sie zählen. Und wenn Sie eine Antwort für mich haben, so seien Sie vorsichtig; ich werde Ihnen jeden Abend hier begegnen."

Sie hatte das alles mit Fieberhast gesagt, und ehe Martin eine Antwort darauf geben konnte, war sie schon in den Garten zurückgeeilt.

Ihm war dieser Auftrag höchst unangenehm, nicht allein deshalb, weil er mit dem Lieutenant auf schlechtem Fuße stand, sondern auch, weil er sich sagen mußte, daß er seinem Prinzipal gegenüber ein Unrecht beging, wenn er hinter dem Rücken desselben die geheimen Briefe der Tochter beförderte. Am liebsten wäre er der jungen Dame nachgeeilt, um ihr zu erklären, daß er in dieser Angelegenheit nicht vermitteln könne; aber das ging nicht.

Der Doktor war diesmal zu Hause und erwartete den Freund mit Ungeduld. Martin mußte auf der Schwelle des niedrigen, halbdunklen Zimmers einen Augenblick stehen bleiben — die Unordnung darin bot ihm einen überraschenden Anblick. Der kleine Doktor lachte hell auf, als er das Erstaunen in den Zügen des Eintretenden las.

„Eng ist die Welt und hart im Raume stoßen sich die Sachen!" rief er scherzend. „Treten Sie immerhin ein, Verehrtester, wenn Sie auch nach Ihren Begriffen in eine Räu-



Der „Ueber-Wolkenkratzer" — das neu errichtete Woolworth-Gebäude in New-York, der höchste bewohnte Bau der Erde.

Die kleine Baronesse bewohnte ein eigenes Schlafzimmer. Es lag neben dem Zimmer der Hausdame. Die Verbindungstür stand während der Nacht offen, damit Frau Gertler hören konnte, wenn ihre Schutzbefohlene etwas wünschte. Eine zweite Tür in Lillys Zimmer führte in das Privatkabinett ihres Vaters. Hier bewahrte der Baron einen Teil seiner Gelder auf, sowie die Juwelen seiner verstorbenen Gattin.

Die drei Gemächer lagen im Seitenflügel des ersten Stockwerkes.

An den Seitenflügel sich anlehnend, befand sich zu ebener Erde ein kleiner Anbau. Hier wurden die Gartengeräte aufbewahrt und überwinterte die große, weiß lackierte Gartenbank, die im Sommer unter der alten Linde im Park stand und auf der Klein-Lilly so gern mit ihren Puppen spielte. Dicht neben dem Anbau stand ein Birnbaum, dessen Zweige bis zu den Fenstern des Privatkabinetts des Barons reichten.

Es war ein dunkler, sternenloser Abend und um die elfte Stunde hatten auch die Hausdame und die beiden Mädchen ihr Lager aufgesucht. Weiß doch der Sandmann auch die Großen zu finden, zumal, wenn sie tagsüber ehrlich gearbeitet haben. Und dies hatten die Frauen getan, war doch das ganze Haus blitzblank gemacht worden zur Ankunft des Hausherrn. Mit der Müdigkeit begann die Furcht von den Gemütern zu weichen, und der Schlaf, der die Sinne einlullte, lullte auch die Furcht mit ein . . .

Es war um Mitternacht. Die Bewohner der Villa lagen in festem Schlaf. Draußen regte sich nichts: menschenleer lag die einsame Gegend da, über welche dunkel der regenverhangene Himmel sich wölbte.

Da erhob sich in dem Anbau, von der weiß lackierten Gartenbank ein Mann. Sein Gesicht war breit und knochig, seine Stirne niedrig. Er hatte schwarze Haare und graue Augen, am linken eine kleine Narbe.

Auch war er von untersetzter Natur. Trotz seines gedrungenen Wuchses aber war dieser Mann sonst ein Meister der Behändigkeit, ja, von schlangenartiger Geschmeidigkeit. Heute aber ward ihm schon das Erheben von der Bank schwer. Er spürte nämlich etwas Niegekanntes in den Gliedern — er war krank.

Und von den Gliedern ging es auf das Blut über und auf die Sinne. Was da wie toll in ihm kreiste, ihm die Zunge austrocknete, bald unheimlich durch die Adern kroch, bald zu wahnsinnigem Zorn reizte und dann wieder schwach machte, schwach, wie ein hülfloses Kind, dies Schreckliche mußte Fieber sein — heftiges Fieber!

Verdammte Situation! Krank werden, jetzt, wo er sich schleunigst über die Grenze retten mußte, denn sicher waren sie ihm schon auf den Fersen! Wenn das Fieber ihn übermannte, wenn er zusammenbrach, war sein Schicksal besiegelt! Das durfte nicht sein! Er mußte noch in dieser Nacht weiter! Denn nur auf die Nacht hatte er gewartet, als er sich hier versteckt.

Nachdem er dem Bauer und seinem zerbrochenen Wagen entlaufen, hatte er sich in einem Graben verborgen gehalten und von dortaus die nächste Gegend beobachtet. Hierbei hatte er diesen Anbau entdeckt, und da die Krankheit ihn mehr und mehr gepackt, bei hereinbrechender Dunkelheit zur Rast hier Unterschlupf gefunden.

Ja, er mußte fort von hier, er durfte keine Minute länger zögern, wollte er vor Tagesanbruch in Sicherheit sein.

Also gegenan, wenn auch die Glieder schwer wie Blei waren! Darauflos, es galt um Leben oder Tod!

Und richtig, sein Wille siegte. Es gelang ihm, sich zur Tür zu schleppen. Doch — wie war das doch? Stand nicht neben dem Anbau ein Baum? Ein Baum, der bis zu den Fenstern oben reichte? Und war dies nicht ein feines Haus und folglich auch ein reiches! Dann wäre es doch riesig dumm, wenn er mit leeren Taschen davon ging! Wenn nur das verdammte Fieber nicht wäre! Es war dem Vorwärtstastenden, als tanzten Spukphantome vor seinen Augen. Wahn — Unsinn! Gegenan gegen den Geisterpfuk! Eine Memme war er nie gewesen! Den Teufel auch — Heese, der Schrecken der Menschen und sich fürchten!? Wurde er aber ertappt, so schoß er den Ueberrumpler einfach nieder. —

Nicht in einer Minute, wie sonst bei ähnlichen Anläßen, aber nach etwa zehn Minuten hatte er unter qualvollen Krankheitsgefühlen den Baum bis zum Gipfel erklettert. Sein Herz pochte rasend, seine Pulse flogen. Dennoch verzerrte ein Hohnlächeln sein Gesicht — das Fenster stand vorgelehnt, er brauchte es nur aufzustoßen und hineinzusteigen.

Wenn nur dies abscheuliche Tanzen vor den Augen nicht wäre! Trotzdem erkannte er, als er jetzt den Kopf durch die Fensteröffnung steckte, daß es ein Herrenzimmer war, mit Schreibtisch und Geldschrank. Ein gefundener Bissen! Nun schnell, ihn sich holen!

Allein die Glieder gehorchten dem Willen nicht, sie waren krank und versagten. Bei dem Sprung ins Zimmer hinein, stürzte der Einbrecher zu Boden. Der Fall hatte ein Geräusch verursacht. Heese hämmerte das Herz, ein Zustand, den er nie gekannt. Seine Schläfen pochten und das Blut kreiste ihm rasend durch die Adern. Vor den Augen flimmerte es ihm, immer wieder meinte er, Schattenphantome huschen zu sehen.

So lauschte er angestrengt, ob sein Fall jemanden geweckt. Minuten verstrichen. Nichts regte sich . . . Rasch ans Werk! Dazu gehörte aber Licht. Heese entzündete ein Streichholz, das er bei sich führte. Als dasselbe aufflammte, erkannte er auf dem Schreibtisch einen Leuchter mit Kerze stehen. Geschwind zündete er sie an. Nun konnte er doch sehen! Donner, war es hier aber nobel!

Der Verbrecher legte seinen Revolver auf die Schreibtischplatte. Dann hob er die Kerze und betrachtete die Klappe des Schreibtisches. Hierauf zog er sein Taschenmesser hervor und steckte die Klinge oben neben dem Schloß in die Ritze. Es geschah in rasender Hast; auf seinem fahlen Gesicht brannten rote Flecken, und seine Augen glühten tief in den Höhlen. Seine Finger bebten, und das Herz drohte ihm zu zerspringen, — dies war kein Werk für einen Fieberkranken! Aber der fette Bissen, nachdem es hier aussah, lockte unwiderstehlich — wenns ihm nur vor den Augen nicht so geschwankt hätte! Zum Teufel, saß die Klinge eigentlich in der Ritze oder nicht? Tanzte nicht ein Schatten daneben?

Der Einbrecher stemmte und drückte die Klinge in die Ritze. Allmählich begann die Klappe sich herabzudrücken . . Auch auf die Sinne des Ausübenden schien sich etwas herabdrücken, zu senken, — eine unsichtbare, beängstigende Macht.

Die Hand, welche die Klinge anstemmte, begann heftig und heftiger zu beben. Das paßte schlecht, denn glitt die Klinge ab, so würde das Schloß statt auf- zuschnappen und das damit verbundene Geräusch — vielleicht — die — Bewohner wecken.

— — — — — — — — —

Die Schläge der Uhr, welche die Mitternachtsstunde verkündeten, weckten Lilly aus dem Schlafe auf. Schlaftrunken blinzelte sie in das nur durch eine Nachtlampe matt erhellte Gemach hinein. Dabei fiel ihr Blick auf die Tür, die zum Privatkabinett führte.

Was war das? Schimmerte durch den Türspalt nicht Licht? Verwundert richtete sich Lilly auf und blickte wieder nach der Tür hin. Ja, jetzt sah sie es deutlich, durch den Spalt der Tür schimmerte Licht!

Wie kam das? Es war doch Nacht! Und niemand in dem Kabinett?

Plötzlich schlug die kleine Baronesse in die Hände. Jetzt wußte sie, was der Lichtschein bedeutete! Papa war angekommen, der liebe, liebe Papa!

Wie der Wind war sie in die Strümpfe gefahren und aus dem Bettchen. Und nun flog sie, mehr als sie ging, der Tür zu. Das holde Gesicht von langen blonden Locken umwogt, glich sie in dem weichen Nachtkleide, das ihr bis zu den Füßen reichte, einem Engel. —

Die Tür öffnen und lautlos hineinhuschen, war das Werk eines Augenblickes. „Lieber Papa!“ wollte sie rufen, aber der Ruf erstarb auf ihren Lippen. —

Papa war garnicht hier, sondern ein fremder wildblickender Mann. Der stand an Papas Schreibtisch und starrte auf sie, als sähe er eine überirdische Erscheinung. Gleichzeitig schnappte das Schloß unter seiner Hand zu. Diese glitt jäh seitwärts und auf den Revolver. Der Druck entlud die Waffe, — ein Schuß krachte.

Er allarmierte die Bewohner. Schreckensbleich kamen die Hausdame und die Mädchen gelaufen. Mit einem Schrei der Erlösung von namenloser Angst, fing Frau Gertler das unverletzt gebliebene Kind in ihren Armen auf. Am Boden aber lag entseelt der gefürchtete Raubmörder.

berhöhle zu kommen glauben." Er hatte einen Stuhl von den Gegenständen, die auf ihm lagen, befreit und ihn dem Freunde angeboten. Martin ließ sich nieder und holte den Brief aus der Tasche.

„Das habe ich Ihnen im Auftrage meines Prinzipals zu übergeben," sagte er, „den Inhalt kenne ich nicht."

Simon Riese blies aus seiner langen Tabakspfeife eine mächtige Rauchwolke vor sich hin, dann öffnete er das Couvert. —

„Mein Herr!" las er mit wachsendem Erstaunen. „Sie haben die Kühnheit gehabt, meiner Tochter ein Billet zu übergeben und eine Antwort darauf zu verlangen. Da ich voraussetzen muß, daß Sie den Inhalt jenes Billets kennen, so ersuche ich Sie, die Antwort in meinem Geschäftskabinett in Empfang zu nehmen. Ergebenst Adolf Kreuzberg."

„O weh!" sagte er seufzend. „Das hat man davon, wenn man für einen guten Freund die Rolle eines Zwischenträgers übernimmt. Ich hab's vorausgesehen und konnte es ihm dennoch nicht abschlagen! Eigentlich sollten Sie diese Rolle spielen — ein glücklicher Zufall hat Sie davor bewahrt."

„Für den Lieutenant Hartenberg?" fragte Martin überrascht.

„Na, na, wie kommen Sie zu dieser Frage?"

„Weil ich für ihn ebenfalls ein Billet in der Tasche habe!"

Martin bereute schon im nächsten Moment, dieses Geheimnis verraten zu haben; es war ihm entschlüpft, ohne daß er es wollte. Er mußte nun auch seine kurze Bemerkung ergänzen — die Neugier des Doktors verlangte es. Martin konnte sich nicht mehr zurückziehen.

„Na, nur ganz unbesorgt, ich werde nichts verraten," sagte Simon Riese, als er die Unruhe seines Freundes bemerkte. „Ich bin kein altes Weib, das Vergnügen daran findet, die Leute übereinander zu hängen. Aber wissen Sie auch, daß Sie da einen gefährlichen Auftrag übernommen haben? Dank werden Sie dafür keiner ernten, wenn der Herr Prinzipal dahinter kommt, stellt er Ihnen vielleicht den Stuhl vor die Türe."

„Das alles habe ich mir schon gesagt," erwiderte Martin kleinlaut. „Aber kann ich nun der Dame das Billet zurückgeben und ihr sagen, sie möge mich damit verschonen? Würde sie nicht mit vollem Recht sagen, ich sei ein unhöflicher Mensch, der —"

„Halt, mein Bester!" unterbrach ihn der Doktor, welcher mit der Pfeife in der Hand auf den knarrenden Dielen des Fußbodens ruhelos auf und nieder wanderte. „Herr Kreuzberg kann Ihnen den Vorwurf machen, daß Sie sein Vertrauen mit Undank lohnen, und dieser Vorwurf wäre in der Tat berechtigt. Dennoch will ich Sie nicht tadeln, wenn Sie den einmal übernommenen Auftrag ausführen, denn auch die Dame setzt ihr Vertrauen auf Sie, und ein edles Herz in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohlbewußt. Also tun Sie, was Sie nicht lassen können, Verehrtester. Ich werde morgen vormittag ihren Prinzipal besuchen und für meinen Freund kühn in die Schranken treten; was ich begonnen habe, das führe ich nun auch durch — nichts halb zu tun, ist edler Geister Art."

Er war an seinem Dachfenster stehen geblieben — sinnend blickte er hinaus, dann stellte er plötzlich die Pfeife neben sich, um die Flöte zu ergreifen, die auf dem Sims des Fensters lag.

Die Melodie des Liedes: „Gute Nacht, du mein herziges Kind!" klang in die Abendstille hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Um Mitternacht.

Kriminalistische Novellette von A. Heinz.

(Nachdruck verboten).

Beim Kriminalamt war aus der Residenz die Drahtmeldung eingelaufen, der Raubmörder Heese sei aus dem Gefängnis entsprungen und habe sich mutmaßlich hierorts hingewendet. Es müßte mit den schärfsten Maßregeln eingesetzt werden, um Heese, diesen Schrecken der Menschheit, wieder einzufangen. Sein Signalement laute: Alter 40 Jahre. Statur untersetzt. Gesicht breit und knochig. Stirn niedrig. Gesichtsfarbe blaß. Haare schwarz. Augen grau, am linken eine kleine Narbe.

Eine Stunde später prangte der Steckbrief in fetten Lettern an den Anschlagsäulen und Straßenecken der Stadt. Die Bevölkerung war in Aufruhr; der Gedanke, der gefährliche Raubmörder befinde sich sehr wahrscheinlich in den Mauern der Stadt, versetzte die meisten Leute in panischen Schrecken. Heese bildete das Tagesgespräch und jedes fremde Gesicht, das heute in den Straßen auftauchte, mußte es sich gefallen lassen auf seine Individualität hin fixiert zu werden.

Bald nachdem das Signalement des Raubmörders bekannt gegeben, meldete sich auf dem Kriminalamt eine ältere, anständig aussehende Frau. Mit allen Zeichen der Erregung berichtete sie, als sie heute früh von einem Besuch bei ihrer Tochter, die auf dem Lande wohne, auf dem Feldweg zurückgekehrt, sei ihr ein Bauernwagen begegnet, der Rast hielt, weil ihm eine Achse gebrochen war. Ein unbekannter Mann, den der Bauer wohl aus Gefälligkeit auf seinem Wagen mitgenommen, sei über den Aufenthalt sehr aufgebracht gewesen. Er habe geschrien, er sei krank und er wolle unter Obdach. Schließlich habe er schrecklich geflucht, weshalb sie sich den Menschen angesehen. Dieser habe nun genau so ausgeschaut, wie der Steckbrief laute.

Ob sie wisse, wie es mit dem Wagen und dem Insassen geworden und welchen Weg der Wagen genommen? fragte der Polizeikommissär, der selbst den Bericht entgegengenommen, die Frau.

Nein, das wußte sie nicht. Sie sei bald davongegangen und sei wacker zugeschritten, denn sie habe Eile gehabt.

Immerhin war es ein Anhaltspunkt und bald nachdem die Frau gegangen, war die Umgebung, in deren Nähe der Wagen gehalten, von Geheimpolizisten besetzt. Ein anderer Teil der Polizeimannschaft hatte die innere Stadt in Obacht, sodaß für das Publikum der Aufenthalt hier, heute nicht gerade angenehm war.

Der Tag überschritt die Höhe und neigte sich wieder und noch war keine Spur von dem Raubmörder entdeckt. Die Polizeiorgane sollten für die Nacht noch Verstärkung erhalten. Trotzdem wuchs die Unruhe der Bevölkerung, je näher diese rückte. Aengstliche Gemüter behaupteten, sie riskierten nicht, schlafen zu gehen, man sei ja in Gefahr, meuchlings beraubt und ermordet zu werden.

Auch in der Villa des Baron von Eichstädt standen die Gemüter unter dem Bann der Furcht vor dem Raubmörder. Die Villa lag draußen vor dem Tore, und abgesondert von den übrigen Gartenhäusern, an einer einsamen Stelle da. Der Hausherr selbst aber war seit etwa acht Tagen verreist, wurde aber morgen zurückerwartet. Seine Gattin war tot und das Hauswesen befand sich in den Händen einer Hausdame und zweier Dienstmädchen. Die fünfjährige Baronesse Lilly, das einzige Kind aus der so früh getrennten Ehe des Barons, ein reizendes und sehr lebhaftes Ding, das unter Frau Gertlers, der Hausdame, Obhut stand, wußte nichts von der Angst der Erwachsenen, denn Frau Gertler hatte den Mädchen streng untersagt, Lilly davon zu erzählen. So hatte die Kleine nur eine Sorge, die ihr Herzchen bedrückte, — Papa.

Sie hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an diesem, der seinerseits seinem Liebling jeden Wunsch von den Augen ablas und erfüllte.

Die Sehnsucht nach Papa war in Lilly mit jedem Tag größer und heute gar kam Lilly jede Stunde zu Frau Gertler oder den Mädchen geflattert, ob es denn noch immer nicht so weit sei, daß Papa eintreffe. Das „Morgen kommt er", das sie zur Antwort erhielt, schien ihr endlos, dieses „morgen" schien gar nicht kommen zu wollen.

Allein der Sandmann ist den Kinderaugen ein mächtiger Gebieter. Als die Stunde kam, zu der Lilly schlafen zu gehen pflegte, verstummte das plaudernde Mäulchen und damit die dringliche Frage nach Papa. Willig ließ sich die Kleine von der Hausdame in ihr hübsches Himmelbett bringen. Bevor sie einschlief, flüsterte sie noch einmal zärtlich: „Papa . . . ." dann fielen die müden Aeuglein zu und bald verrieten die gleichmäßigen Atemzüge, daß das Kind fest schlief.

Auf der Wanderung

Endlich im „Heiligen Cyprian"!
Der Marsch war lang und trocken.
Wir gingen wie die Drescher dran
Und ließen keinen Brocken.
Gesundheit war ein jeder Schluck
Und Leben jeder Bissen!
Wir fühlten Gottes Händedruck,
Daß wir zu essen wissen;
Daß wir des Wortes Wert verstehn
Und seiner Quellen Frische,
Rotbackig von dem Mahl aufstehn
Und hungrig gehn zu Tische.

Leo Sternberg.

Waldschulen

Die Jugendfürsorge ist ein moderner Begriff. Früher fiel die Sorge um den Nachwuchs einzig der Familie zu, jetzt aber fühlt sich die Allgemeinheit, der Staat, der besser gestellte Teil der menschlichen Gesellschaft mehr und mehr verpflichtet für die Kleinen, die armen, an Leib und Seele gefährdeten Kinder besorgt zu sein. Neben den Säuglingsfürsorgestellen und Milchküchen treten die Kinderkrippen, Heime, Horte, die Ferienkolonien. Als neuer Ring in dieser Kette von Wohlfahrtseinrichtungen hat sich die Waldschule eingereiht.

Zürich ist gegenwärtig bemüht, eine solche einzurichten (laut Broschüre von Herrn Prof. Dr. E. Feer, herausgegeben von der Tuberkulosekommission in Zürich).

In der Schweiz besteht in Lausanne eine Waldschule seit drei Jahren. Doch in Deutschland haben schon verschiedene größere Städte solche Schulen eingeführt, und es hat sich die Einrichtung überall in sehr günstiger Weise bewährt. In gesundheitlicher, pädagogischer und ethischer Hinsicht sind die Erfolge gleich erfreulich. Die körperliche Leistungsfähigkeit der Kinder wird gesteigert, die Wangen röten sich, die Muskeln werden straffer, Katarrhe, Müdigkeit und Kopfweh verschwinden, das Körpergewicht nimmt zu. Dabei hat man erfahren können, daß die Fortschritte der Kinder im Lernen gleich gute sind. Trotz des kurz bemessenen Unterrichts sind die Kinder nach dem in der Waldschule verbrachten Sommer imstande, im Herbst ihren Platz in ihrer gewohnten Klasse wieder einzunehmen. Man hat diesen Erfolg zum Teil der erworbenen größern körperlichen Frische, dann den kleinen Klassen und der veränderten Lehrmethode zuzuschreiben; diese letztere ist in der freien Natur draußen wie von selbst freier, natürlicher und anregender. Nicht genug zu schätzen ist auch der Nutzen der Waldschulen in sittlicher Hinsicht. Für Kinder, die bis anhin in engen schmutzigen Wohnungen und Gassen gelebt, ist der ständige Aufenthalt in Luft und Sonne, in Wiese und Wald an und für sich ein erzieherisches Moment. Dazu kommt die Beschäftigung mit Blumen und Pflanzen, die stete Aufsicht des Lehrers, die Gewöhnung an Reinlichkeit, Verträglichkeit und gute Manieren. Gewiß wird in einer gut geführten Schule durch die verschiedenen veredelnden Einflüsse um die junge Seele eine Art Schutzwall aufgeführt, der dieselbe abzuziehen vermag von schlechten häuslichen Eindrücken und Vorbildern. —

Das Zürcher Projekt sieht vorder Hand die Unterkunft von 50 Schulkindern vor. Es gehört dazu ein Holzhaus, Baracke, auf einer Waldlichtung; im Haus ist projektiert eine große Liegehalle, eine Speisehalle, ein Schulzimmer als Aufenthalt bei schlechtem Wetter, eine geräumige Küche, Speisekammer, Bad, Garderobe, wenn möglich ein paar Zimmer für Kinder, die nicht heimgehen können und einige Räume für Angestellte.

Bei ihrer Ankunft am Morgen erhalten die Kinder ein Frühstück von Milch und Brod, später im Vormittag Obst und Brod, zu Mittag Suppe, Gemüse, Fleisch und Brod, um 6 Uhr noch Milch. Der Unterricht wird nur während des Vormittags erteilt und soll für ein Schulkind nicht mehr als zwei Stunden dauern und zwar in kurzen Lektionen mit eingeschalteten Pausen. Daneben ist vorgesehen: Spiel, Beschäftigung in den Schulgärtchen, Spaziergang usw. Nach dem Mittagessen wird eine zweistündige Ruhezeit eingehalten, die liegend und schlafend zu verbringen ist.

Man möchte ungezählten Kindern das Glück gönnen, Aufnahme in einer Waldschule zu finden. Ob auch in erster Linie für die Schuljugend der Großstädte diese Wohlfahrtseinrichtung zum Segen gereichen müßte, so gäbe es doch auch an kleinen Orten genug arme Kinder, die aus Mangel an Sonne, an Pflege, an Reinlichkeit und passender Nahrung verkümmern und verderben.

Nachts

Von Pfarrer Traub, den die orthodoxen Tempelhüter aus der preußischen Kirche ausgetrieben haben, stammt folgende Betrachtung, die wir in der „Hilfe" finden:

Wir gingen bei Nacht durch den Wald. Da merken die Menschen der Großstadt, wieviel Fähigkeiten sie verloren haben. Ihre Augen sind die schreiende Helligkeit der beleuchteten Asphaltstraßen so gewöhnt, daß sie sich hier nur langsam zurechtfinden, desto fröhlicher wird ihr Staunen. Die Augen entdecken mitten im Dunkel den Weg und durchdringen diese neue Welt. Was vorher dunkel schien, wird ganz deutlich. Man lernt unterscheiden zwischen vielen Graden der Dämmerung. Kaum, daß irgendwo Finsternis ist; überall zwängt sich durch Blätter und Zweige ein Streifen lichteren Scheins, und am Boden wird es oft ganz hell. Als wär's ein Bild des Lebens! Ganz finstere Stellen kennst du wenig; von irgendwoher fällt wieder ein versöhnender Strahl des Lichts herein. Ist dem Menschen ein Halt genommen, so lernt er einen andern schätzen, und Kräfte, die bisher brachlagen, wachen auf. Ich liebe dich, du nächtlicher Wald.

Wie hoch steigen die Bäume, der helle Tag drückt sie nieder. Da erscheint des Himmels weiter Raum mit seinem mannigfaltigem Wolkenspiel. Ein Baum reicht nicht weit hinauf ins Blaue. Aber ins Graue der Nacht wächst er hinein riesengroß. Sie berühren sich beide, Waldgipfel und nächtlicher Himmel: Es ist eine schlafende, graue Welt. Zuerst macht uns solche Entdeckung bange. Unberechenbaren Gespenstern gleich umgibt uns dieser schweigende Raum und nimmt uns gefangen. Aber gleichzeitig überkommt uns ein wohliges Gefühl, als lägen wir im Schoße der Erde umhüllt und geborgen in einer überragenden Nacht, die Himmel und Erde zusammenbindet mit demselben Band. Wieder, als wär's ein Bild des Lebens. Da steigen unsere Geschicke vor dem Aug' in ferne Höhe, und wir können nicht mehr drüber wegsehen. Sie verwachsen mit allem Menschengeschick zu einer einzigen drohenden Masse, sodaß wir uns nicht mehr zurechtfinden, bis sich die Gedanken lösen und der Mensch stille wird. Dann empfindet er das alles um sich und in sich als eine einzige gewaltige Macht, in deren Händen er liegt. Er kämpft und trotzt noch gern denen gegenüber, mit denen er ringen kann und wo es ehrliches Ritterrecht gilt; aber jenen Mächten, von denen das Ganze zusammengehalten wird und in welchem alles ruht, wird er nur gerecht durch Stille und Lauschen. So wird er ihnen gleich. Er hört heraus aus dem kleinen Wirrwar des Tages hinein in eine Welt des Schweigens, aus der alles kommt und wohin alles geht. Und wird ruhig.

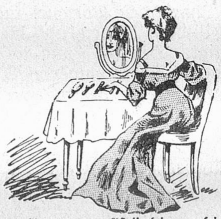
Wald ich danke dir.

Kurzes Gewitter

Der Tag, ein Jüngling schlank und braun,
Lehnte an meinem Gartenzaun.
Da kam ein Wetter schnell herbei,
Schlug aus der Hand ihm die Schalmei,
Fuhr hart ihn an mit Blitz und Krach:
Laß doch den Sonntagssingsang nach!
Und zauste Haar ihm, Kranz und Kleid.

Der arme Jüngling tat mir leid.
Doch pudelnaß noch, lachte schon
Der überraschte Sonnensohn.
Weit hinten schwamm der schwarze Graus;
Er schüttelte die Locken aus
Und pfiff, als ob er nichts erlitt,
Und alle Vögel pfiffen mit. Gustav Falke.

Frauen und Kinder
preisen **Ferromanganin** über alles als das **vorzüglichste Kräftigungsmittel: beseitigt Blutarmut, Bleichsucht, nervöse Störungen Schwächezustände. Schwächliche Kinder** entwickeln sich **geistig** und **körperlich** nach dem Gebrauch von **Ferromanganin,** welches in keiner Familie fehlen dürfte. 85
Preis **Fr. 3.50,** in Apotheken erhältlich. 374



Jeden Tag sieht man einige neue Spezifika für die Haut auftauchen; dieses sind fast immer Schminken. Die **Crème Simon** allein verleiht dem Gesicht natürliche Frische und Schönheit. Sie gelangt trotz der Nachahmungen auf der ganzen Welt seit 50 Jahren zum Verkauf. Der **Poudre de riz** und die **Savon Simon** (Simon Seife) vervollständigen die hygienischen Wirkungen der Crème.

CHOKOHLER
SCHWEIZER FONDANT-CHOCOLADE